

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. de l'le Grazie.

„Das Leben laßt sich einmal mit so — abrunden,“ lachte Zolette heraus. „Und so oft wir zwei uns seh'n, streiten wir miteinander. Kennst Du das Märchen von der Nixe und dem Wassermann? Im Dorf ist Kirchtag und die zwei beuteln sich ab und steigen aus ihrem Wasser. Er tanzt mit den Dirnen, sie mit den Burschen. Nur miteinander tanzen sie nicht. „Sie kennen sich viel zu gut.“ Das hab' ich neulich wo g'lesen . . . in einem Gedichtbuch; und soviel lachen müssen dabei; denn das ist ja der Lorowiser und ich — wie gedruckt!“

Ohne den Blick von der Landstraße zu wenden, sprach Zolette das so vor sich hin, scheinbar ganz bei der Sache und doch, Gott weiß wo — mit ihren Gedanken! Der ganze, goldblonde Leichtsin, der sie nun einmal war. Nur ihre Augen, die wurden immer größer, immer dunkler, immer runder. Und nun öffnete sich das rosige Mäulchen und das spitze Zünglein schob hervor und begann wie lechzend die vollen Lippen zu benehen, deren Röte noch immer nicht blaß geküßt war. Etwas ging vor mit ihr. Aber was? Es konnten doch nicht bloß die Rechnungen des Unterweger sein, die ihr soviel Pläster (Bergnügen) und Animo (Mut) machten.

„Jetzt sag' mir, wie Dich das freuen kann,“ brach Miette endlich los.

„Was?“ fragte Zolette sichtlich zerstreut.

„So dazusis'n, stundenlang, und immer auf die Straß' hinauszuschau'n!“

Zolettes Augen wurden noch runder. Eine kleine Weile schien es, als verschlüge ihr diese Frage den Atem. Aber zuletzt hob ihr ein wohliges Gefühler die junge Brust. Und während sie den schwülen Hauch der Spazinth wie durstig in sich trank, erwiderte sie achselzuckend: „Ich weiß nit, es geh'n halt so frische Leut' drüber hin!“

„Ein alter Jud' und ein Rastelbinder!“ lachte Miette aigriert.

Zolette kniff die Augen ein. Wie eine Kacke ins Licht, blinzte sie in den bligenden Schein, den die Reitern des Burschen durch den Schatten der Allee warfen. Plötzlich erhob sie sich und zog die Blondenecharpe fester um die Schulter. „Es sind ja nit immer dieselben Leut'“, meinte sie mit einem diplomatischen Lächeln. „Aber der Reitermacher, der jetzt daherkommt, ist eben auch notwendig. Meine Rapp'n brauch'n was von ihm. Willst mitgeh'n?“

„Das — besorgst Du selbst?“ staunte Miette.

„Wenn meine Leut' sich nit drum kümmern!“

„Erlaub' mir! Wenn man einen Verwalter hat, einen Rentmeister, einen Kutscher —“

„Und zwei Reitknecht'!“ lachte Zolette. „Aber der Unterweger hat mir die Leut' demoralisiert. Da muß ich wieder dazuschau'n. Den zweit'n Reitknecht jag' ich gleich weg.“ Sie stand schon bei der Türe.

„Ich muß ja nicht dabei sein?“ fragte Miette.

„Behüte; Du siehst Dir einstweilen Schönbach an, von der Parkseit'n!“ Und ihr Lachen flog ihr wie eine Lerche voraus, hell aufwirbelnd in der grün-goldigen Dämmerung der alten Korridore. Ein Gedanke war ihr gekommen — ein Gedanke! Schon lange meinte sie keinen so guten Gedanken gehabt zu haben. Und sie lief ihm ordentlich nach, diesem Gedanken, daß die hohen Stöckel ihrer Goldkäferschuhe im zierlichsten „Klipp-Klapp“ an den Marmor der Treppe schlugen. Als könnt er ihr entlaufen und wieder auf die zweite, endlose Landstraße hinausgeraten — dieser glückliche Gedanke, der ihr eben über die Landstraße entgegengelauten war!

Im Wirtschaftshof blieb Gräfin Zolette eine Weile stehen. Der Jude und der Reitermacher mußten von der anderen Seite eintreten. Da war es gut, die Leute an sich herankommen zu lassen, so zu tun, als hätte man an alles andere gedacht, nur nicht an sie. Der Jude war dabei gestanden, als sie den Rentmeister wegen der Futterliebe angelassen. Nun brachte er ihr den frischen Burschen selbst

ins Schloß, wußte vielleicht schon, daß dieser vormittags auch dagewesen. Es war ihr „genant“. Aber ihr Herz begann doch ganz wunderbarlich zu pochen.

„Mein hochmütigstes Gesicht werd' ich aufsetzen,“ dachte sie; „tun, als wenn ich mein Lebtag an keine Futterreiter gedacht hätt' . . .“ Ah — pah! Was wollte sie denn überhaupt? Der kühle Anhauch der Abendluft brachte sie denn wieder etwas zur Besinnung. Langsam wanderte sie unter den Linden des Schloßhofes dahin, überall ihre Blicke umher-schwendend, wie es einer guten Hausfrau geziemt. Aber ihre Unruhe wurde immer größer. Wenn sie am Ende gar — vorübergingen? Daß auch keiner ihrer Leute zu sehen war, gerade, wenn man sie brauchte!

Da lief ihr die Gänsehirtin über den Weg.

Die Gersperrn Toni war noch ein halbes Kind und hatte eine „großmächtige“ Angst vor „Ihrer Gnaden“, zugleich aber eine heimliche Liebe für die schöne Frau, die ihrer lahmen Mutter viel Gutes tat, sie allerdings auch wieder wochenlang vergaß, wie ihr eben „der Schuß kam“. Die kleine Gänsehirtin aber konnte stundenlang unter dem Lorbogen lauern, bloß um „Ihre Gnaden“ zu sehen. Ihr Blick ging hinter der schwebenden Gestalt her, mit derselben scheuen Andacht, mit der sie im Mai zu dem Marienaltar empor sah. Oft und oft hatte die Frau Gräfin sie schon angeprochen, die Gersperrn Toni aber noch nie eine Antwort gewagt. Zuweilen kamen ihr die Tränen in die Augen vor Schmerz, so stumm zu sein in ihrer blöden Liebe. Dann flog sie plötzlich davon — ihre Gänse hinterdrein. Kaum aber war sie im Stall, lugte sie aus irgendeiner Ecke schon wieder nach „Ihrer Gnaden“. Ihre Gnaden waren das einzige Märchen, das die kleine Toni kannte.

Die Gänse langgestreckt, die gelben Schnäbel zu dem vergnügten „Gi-gak!“ geöffnet, mit dem sie allabendlich den Hof begrüßten, marschierten die Gänse vor der Gersperrn Toni einher, eine nach der anderen. Denn die Kleine hielt auf Ordnung, und sowie sich's eine beikommen ließ, auf dem Heimweg nur ein bißchen aus der Linie abzuschwenken — st! fauste die Wirtengerte auf die watschelnden Beine, wo sie am empfindlichsten traf. Die anderen bogen die langen Gänse zur Seite, alle nach derselben Richtung, und ein langgezogenes — „ff — ff — ff —“ ging durch die ganze Reihe, bis zu der Missetäterin, wie ein ablehnendes: „Wir haben nichts zu tun mit ihr!“ Worauf die Ausreißerin mit einem verlegenen Flügel Schlag wieder schön brav in Reih und Glied trat.

Diesmal hatte die Gersperrn Toni die Frau Gräfin nicht kommen gesehen, und als sie nun mit einem Male vor ihr stand — seiden- und spitzenüberrieselt, die goldenen Locken von einer edelsteinblühenden Spange zusammengehalten, verschlug es dem Kinde fast den Atem.

„Hast nit g'seh'n, wo der Jud' und der Reitermacher hin sind?“ fragte Zolette.

Es war zum erstenmal, daß sie nicht eine bloße Scherzfrage an die Kleine richtete, daß sie etwas von ihr wollte. Und die andächtige Scheu, die der Toni bisher den Mund geschlossen, wurde plötzlich ein einziger, warmer Eifer, dem die Worte nur so kamen, daß die kleine Hirtin selbst nicht wußte, wie ihr geschah.

„So, so . . . zeb'n un'n, beim Brüdl. Do san s' g'standen und hob'n g'red't, nacher is der Jud' geg'n d' Mühl' gong'n und der Reitermacher is hinter uns her. Wie mir ober eini san, hol'n d'r Herr Rentmeister d'rwischt. Ziem kamm'n s'!“ rief die Kleine plötzlich; rief es so laut in ihrem wie durch ein Wunder gelösten Eifer, daß Zolette fast erschrak.

„Schon gut, schon gut!“ suchte sie das Kind zu beruhigen. „Und jetzt treib' ein! Da hast noch ein Zuderl.“

Da stand die Gersperrn Toni wieder, blöde, ungelent, wie angewurzelt, und starrte mit runden Blauaugen die schöne Frau an, die die Zuderln nur so aus der Tasche holte — vielleicht den ganzen Tag mit sich herumtrug! Scheu wüchste sie mit der Hand über das fettunene Ködchen, ehe sie nach der Süßigkeit griff, wollte „Vergelt's Gott“ sagen und brachte wieder kein Wort hervor. Was würde die Frau Gräfin denken von ihr? Die runden Blauaugen füllten sich langsam mit Tränen.

Dolette wandte sich ab. Wie drollig diese Kleine, die von sich und ihren Gansen „wir“ sagte! Sie mußte lächeln! Und aus dem Lächeln wurde ein kokettes Kopfschütteln, mit dem sie, scheinbar zerstreut, wieder der Freitreppe zuwandelte, als hätte sie in diesem Augenblick an alles und alle gedacht, nur nicht an den, nach dem sie soeben gefragt.

„Da wär' ein Reitermacher, Euer Gnaden!“ sprach eine devote Stimme hinter ihr. Es war der Rentmeister. Unter anderen Umständen hätte er den Handel allein gemacht, aber der Frau Gräfin war seit einigen Tagen nicht zu trauen. „Tu' er, was der Unterweger ihm schafft!“ hatte es sonst immer geheißt. Nun war auf einmal nichts recht, was der Unterweger befahl! Und jedes zweite Wort des Unterweger hatte doch „sparen — sparen — sparen“ geheißt. So war auch der Stall herabgekommen. Wenn der Unterweger aber heute fortging, konnte er sich selbst ein Gütl kaufen. So trefflich hatte er für seine Tasche gesorgt. Die Schelte dafür hatten die anderen bekommen.

Scheinbar unwillig blieb Dolette stehen. „Das ist doch keine Sache!“ erwiderte sie mit einem hochmütigen Achselzucken. Aber der Rentmeister ließ sich nicht mehr irre machen. Das ungnädige Wort der Schloßherrin, daß sie „heut“ und morgen für den Unterweger keine Zeit habe, hatte von der Küche auch in die Stube des Rentmeisters seinen Weg gefunden. Nun galt es, sich zu „vertheidigen“, wenn man nicht mit dem Verwalter zugleich hüßen wollte. Dem Lumpen konnt' es ja einerlei sein. Der trug nicht nur die Erinnerung an eine schöne, leichtsinnige Herrin mit hinaus. Aber wenn man Gatte und Vater war, wie der Rentmeister, und von der ganzen Lumpenwirtschaft nichts im Sack behielt, als so und so viele Küffel. . . . Kurz, die Sache mußte endlich zur Sprache gebracht werden.

„Halten zu Gnaden, Frau Gräfin,“ begann der alte Beamte nach einigem Würgen. „Aber wenn der Stall meine Sache gewesen wär', hätten wir auch andere Futterreiter. So aber hat sich der Herr Verwalter in alles gemischt — in alles! Und da ist unjereinem,“ er zuckte die Achsel — „eben auch der Mut vergangen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

Der Schuster, der die Bedürfnisse seines Gastes schon kannte, griff nach der Flasche auf dem Fensterbrett:

„Wißte irsch n' Korn, Rother?“

„Gelt, a Glasel brauchste nich?“ fragte er lachend, als der Trunkenbold hastig nach der Flasche griff. Gierig schüttete er einen guten Teil ihres Inhalts in den Schlund, und als er sich endlich entschloß, abzusehen, zeugten die glänzenden Augen und das Schmaßen der Zunge von der Befriedigung, die der Fusel ihm gewährt hatte. Nun erst war er imstande, das heftige Zittern seiner Hände so weit zu bemeistern, daß sie Laffe und Messer zu halten vermochten. Ohne im geringsten auf die beiden andern zu achten, sich ganz dem Genuße des Essens hingebend, schnitt er einen bogenförmigen Bissen nach dem andern von der Butter-schnitte ab und schob ihn in den zahlosen Mund. Die Brotkrusten, die er nicht heißen konnte, wurden im Kaffee aufgeweicht und mit behaglichem Schmaßen verzehrt.

„Gelt, 's is a stark Stüde?“ fragte der Glück-Karl den Freund.

„Die is ja reiß für a Krauts!“ begehrte der auf und schlug mit der Faust auf die Tischplatte. „Ein'n Menschen tot zu sagen, ein'n lebendigen Menschen! Das is ja schlimmer als Nord!“

„Nu brauchste nich mehr zu fürchten, daß sie Dich rauschmeißt!“

„Nu nimmeh!“

Der Schuster orientierte über das ganze Gesicht, und den Joseph freute, was er erfahren hatte, jetzt noch viel mehr.

„Ruhts od' recht schlau andrehn, na gelt?“ mahnte der Kleine.

„Luß mich od', ich wer's schunt machen!“

Der Joseph warf sich dabei in die Brust, als sähe er die Meisterin schon ganz klein und gedemütigt vor sich, und doch war er in seinem Innern noch ziemlich rasselos, wie er die Frau, die ihm an Kraft des Willens überlegen war, ins Garn bekommen konnte. Das erregte ihn immer mehr:

„Nee, nee ihr Leute,“ ereiferte er sich, „'s wär rein nich menschenmöglich, möcht man sprechen! Wenn das der Paule wüßte, was der od' sagen täl!“

Unter dem Tisch bekam der Joseph einen heftigen Fußtritt gegen das Schienbein, der ihn zur Vorsicht mahnen sollte. Er verstand ihn auchogleich, aber der Alte, der sich bisher nur mit der möglichst gründlichen Füllung seines Magens beschäftigt hatte, war doch schon aufmerksam geworden. Der Name des Sohnes, als vertrauter Klang aus früheren Tagen in seine verödete Seele fallend, hatte ihn aus seinem stumpfsinnigen Brüten gewedt, ihm liebe Erinnerungen und eine alte Sehnsucht gebracht. Nicht an

den Gesellen heranrückend, legte er ihm vertraulich die Hand auf den Arm.

„Na gelt?“ fragte er, „Sie reden von meinem Paule?“

Dabei sah er ihn aus seinen entzündeten Augen so treuherzig bittend an, daß dem Abgestumpften, der so manches Glüd veräußert und manches Glend gekostet hatte, das Herz weich wurde.

„Sehn Sie, 's war noch a kleen Jüngla, mein Paule, als ich fort mußte, als mich meine . . . und . . . nu ja . . . ich hab 'n nicht mehr gesehn, seitdem, wissen Sie? Aber Sie haben 'n gesehn, na gelt? 's muß a schmuder Bursche jetzt sein, mein Paule!“

„'s is a strammer Kerle!“ bestätigte der Joseph.

„Sehn Sie! Na gelt, ich hab mirsch ju gedacht! Asu wie ich amal war, wird er nu sein, allerat asu! Wenn ich a od' noch amal sehn könnte, meinen Paule! Weiß a noch was von mir? Tut a noch manchmal reden von mir? Sagen Sie mirsch, na gelt? Tut er gut reden von seinem Vater? Ich bitt' Sie, lieber Herr, tun Sie mirsch sagen, tun Sie mir richtig die Wahrheit sagen!“

Immer heftiger presste die Hand Josephs Arm, immer dringlicher war die heißere Stimme des Säufers geworden, daß sie wie ein Krächzen und Krähen klang.

Und der Joseph, von der jäh aufbrennenden Vaterliebe des Verkommenen seltsam berührt, dachte an den eigenen Vater, der längst unter dem Rasen ruhte, dachte an seine alte Mutter, die in der nicht allzufernen Heimatstadt wie dieser Glende sich vielleicht ebenso sehr nach dem verlorenen Sohn sehnte, von dem sie seit Jahren nichts mehr vernommen, und er brachte es nicht über das Herz, dem Aermsten die brutale Wahrheit zu sagen, um die er bettelte.

So nickte er und log:

„Ich bin ja erst a paar Wochen da; aber in der Zeit hat er oft zu mir gesprochen von Ihnen. Er weiß sich noch gut uff Sie zu besinnen!“

Da ging ein verklärendes Leuchten über das graurissige Gesicht und die Tränen quollen unter den entzündeten Lidern hervor.

„Jeses, jeses, jeses nee, er tut noch reden von mir,“ stammelte der Glende beglückt und faltete die Hände wie zum Gebet. „Er tut sich noch besinnen uff mich! Nee, nee, ach Gott, wie hab ich bloß asu a Glüde verdient!“

Die Arme auf den Tisch legend, bettete er den struppigen Kopf darauf und schluchzte wie ein Kind in Glüd und Weh.

Verlegen, bestürzt sahen die beiden Freunde sich an; sie fühlten, daß sie dem Unglücklichen dieses wehe Glüd, das er sich durch ein elendes Leben, durch körperliche und seelische Verkommenheit hinübergerettet hatte in die Tage des Alters, nicht nehmen durften, wenn sie ihn nicht ganz vernichten wollten, und wußten doch nicht, wie sie ihn behüten sollten, einmal die bittere Wahrheit zu erfahren.

4.

„Gelt, Joseph, Ihr federt Euch, daß mir das letzte Stüde für a Winler-Bauern noch aus der Werkstatt kommt heutel!“

„Erst muß ich noch die kleine Bastlelei fertig machen für a kleinen Herr' Lehrer, der wart' auch druff!“

„Das Schmetterlingskastel hat Zeit!“

„Die Kommode auch; die Politur muß noch a bissel steh'n!“

Ganz erstaunt wandte die Meisterin, die schon in der Tür stand, sich wieder zurück: Was war denn das für eine Art von dem Joseph?

Mehr noch, als daß er überhaupt widersprach, ärgerte sie den papige Ton, in dem es geschah. Einen Augenblick pressten die schmalen Lippen, die ohnedies so blutleer waren, so fest aufeinander, daß sie ganz sahl wurden und der harte Zug zwischen linkem Nasenflügel und Mundwinkel sich noch schärfer eingrub.

„Erst wird die Kommode fertig gemacht!“

Ein wenig gepreßt kamen die wenigen Worte zwischen den kaum geöffneten Lippen hervor, aber der knappe Befehl war doch noch hart und scharf genug, daß der Joseph zusammenzuckte und sich tiefer auf seine bastelige Arbeit duckte.

Das Widersprechen aber, das sonst nicht gerade seine Art war, konnte er zu seiner eigenen Verwunderung nicht lassen.

„Die Hurt is erst Sonntag, da hat's ja noch vier Tage Zeit!“

Ganz blaß vor Zorn trat die hohe, hagere Frau die wenigen Schritte auf ihn zu:

„Wer hat zu befehlen hier in der Werkstatt, hä?“

Mit jähem Rud' richtete der Geselle sich auf, und kampfbereit blickten seine Augen sie an:

„Der Meister!“ stieß er hervor.

Einen Augenblick kam Unruhe in die harten Augen der Meisterin und sie ließen von ihm; schnell aber hatte sie sich wieder gefaßt.

„Gelt, Ihr richtet Euch danach!“ mahnte sie kalt.

„Ein Meister is nich da“, ereiferte er sich, „da muß ich wissen, was zu machen is. Ich bin der Aeltere hier in der Werkstatt, ich bin verantwortlich!“

„Bizemeisterle, gelt?“

Der schneidende Hohn, mehr noch das scharfe Lachen, das die Frau ihren Worten folgen ließ, reizten ihn zur Wut.

Sie schlug aber jedes Aufbegehren mit dem Befehl nieder:

„Um sechs is die Kommode fertig!“

Damit knallte sie die Tür hinter sich zu, daß der Fuß von den Wänden rieselte.

Eine Weile war es ganz still in der Werkstatt; nur das feine Krachen des Schnitzers war zu hören, mit dem der Joseph an dem Schmetterlingskasten des „kleinen Herrn Lehrers“ herumhantierte. Paul polierte den Schubkasten der Kommode, wegen der soeben der Streit entbrannt war. Einmal, als er frische Politur auf seinen Lappen goß, sah er auf und meinte:

„Was zankst Du denn bloß mit der Mutter wegen so einer Lummheit? Hätt'ste ja gesagt, da war alles gut! Hernach hätten wir doch gemacht, was wir wollen. A Weibern muß man a Willen lassen!“

Er tat wirklich, als hätte er schon wer weiß was für Erfahrungen auf diesem Gebiete hinter sich.

Der Joseph knurrte etwas, sagte aber nichts. Plötzlich warf er im Jähzorn den Schnitzer auf die Bank, daß er abknurrend hoch aufsprang und auf die Diele fiel.

„Verknucht!“ stieß er wütend hervor.

Dabei flog das Kästchen nach der anderen Seite; gut, daß der Glasdeckel abgeschraubt war, er wäre in tausend Scherben gegangen.

„Sie soll mit nich immer in a Kram reden! Ich weiß alleine, was ich zu tun hab! So eine verdammte Weibertwirtschaft dahier, die hab ich nu grade schon satt!“

„In die Arbeit redet sie uns aber wirklich nich 'rein,“ verteidigte der Sohn die Angegriffene, „das mußte zugeben! Am allerwenigsten Dir!“

Da braujte Joseph wieder auf:

„Gang Du doch noch an jekt! Das könnt mich grade erst wilde machen!“

Den Paul aber sördie die Drohung nicht.

„Und überhaupt hätt'ste gar nich so'n Krakeel machen brauchen: Du weißt ganz gut, daß ich mit dem bissel Kommode ganz alleine fertig werde, Du kannst ruhig an Deinem Kästel weiter murksen!“

„Da hättst's ihr doch gesagt, da hätt'ste Dich doch lieb kind gemacht bei ihr“, höhnte der Joseph wild.

„Du weißt, wenn Du was mit der Mutter hast, da misch' ich mich nich 'rein. Ne, lieber nich!“

Der Wütende lachte kurz auf und kramte dann unter Knurren und Fluchen umständlich und lange in der Blechbüchse, die seine Politurlappen enthielt, bis er endlich den rechten gefunden zu haben schien.

(Fortsetzung folgt.)

Typisches im Pariser Stadtbild.

I.

Wenn ich nach zehn Jahren eines ziemlich ernsthaften Studiums des heutigen Berlin das bezeichnen sollte, was mir am stärksten das Typische dieses Stadtbildes vor Augen führt, ich fände schließlich die Formel: Kranzler — Bahnhof Putzlißstraße — Messels Platte des Wertheimischen Hauses am Leipziger Platz.

Ueber den ersten und dritten Punkt sollte nichts zu sagen sein noch allem, was die Romanliteratur über Kranzler und die schwelende Armee der „Ausdruckskultur“-Helfer über Messel weiß. Nur müßte man gerade im Lärm der Warenhauskunst nicht verschweigen, daß die für Berlin typische Unvollkommenheit hier besonders beachtet werden muß. Form und Inhalt gehen nicht zusammen. Es bleibt ein geheimer Schmerz, hinter dieser Bauform statt eines einheitlichen ersten Kaufhauses einen denkbar unästhetischen Jahrmarktstrudel zu wissen, ein Gebilde, das trotz aller Raffines und Juderglaur aus schlechtem Mehl und brutaler egoistischer Bestimmung besteht — das ohne irgendwelche Notwendigkeit laufende von Menschen zu ganz minderwertigen Maschinenteilen mit aussichtsloser Zukunft herabdrückt, um schließlich dem Konsumenten mit verschleiertem Blick das ungewisse Glück eines Groschenprofits bei einigen Waren zu geben, der dazu bei hunderten von Artikeln sich in doppeltem Aufschlag verwandelt, um endlich durch die Anhäufung solcher Macht in der Hand ehrlicher Egoisten in schweren Verlust für die gleichmäßige Entwicklung des Ganzen umzuschlagen. Es ist also nur Messel, nicht Wertheim, dem wir Ehre und Dank schulden, weil wir auch geschmackvolle Reklame für geschmacklose Mittel nicht ehren.

Endlich Bahnhof Putzlißstraße. Man sucht dort in der Gegend die Wohnung eines halbverhollenen Bekannten, sieht unentdeckt und ganz erstaunt auf diese fremde „Stadt“ in Berlin, steht im Abenddämmer auf einer langen, dunklen Holzbrücke, auf der sich eine Fülle interessanter Silhouetten mit schwacher Färbung vor dem nackten Himmel abheben, unaufhörlich in Bewegung und durch neue ersetzt.

Feierabend! — Es ist ein merkwürdiges Fluidum — das uns ergreift, wo wir in eine Schar dieser Zukunftskreudigen geraten. Wer berechnet die Kräfte, die uns von hier zustoßen, mit neuen Hoffnungen auf sinnvolle Lebens- und Welteneinrichtung erfüllen, die Muskeln spannen zum Vernichtungskampf gegen den ungeheuren Mattenkönig von plumpen Egoismus!

Wendet man sich, so überrennt uns das, was Berlins bisher einziges Denkmal großen Stils genannt werden dürfte. — In Kraft und wohl abgewogen, eine Gruppe roten Gesteins, heben sich, gedunkelt gegen die Abendhelle, vier oder fünf massive Rauchsäulen,

fast Leuchtturmstark und durch unser Wort „Schornstein“ gar nicht mehr geizend zu bezeichnen. Eins der städtischen Elektrizitätswerke, ein Vorläufer für Messels „Berliner Bauform“, deren erster wissenschaftlich sicherer Konstruktion Messel nur das Lächeln seiner spärlichen schmückenden Ornamente und Figuren aufsetzt.

Könnte man aber nicht fragen, ob Raschdorffs Dom — die Siegesallee und das Kaiser-Friedrich-Museum (als Bau) nicht auch eine Formel für Berlin abgaben und mehr den Typ des Ganzen bezeichnen als die meine?

Wir, die wir auf unsere Art an dem vernünftigen Ausbau Berlins arbeiten und zu arbeiten nicht müde werden wollen, dürfen verlangen, daß man Berlin das nicht antreibe, was ihm durch vorerst ungünstige Umstände trotz einstimmigen Protestes aller nicht geschäftlich an Hofgunst interessierten ersten Künstler aufgedrängt wurde.

Und Paris? Man merkt erst, wie sehr Berlin mit seiner Hilfsbedürftigkeit einem am Herzen liegt, wenn man eine ähnlich große Stadt betritt. Nicht Kritik der Heimat ist es, die unsere Gänge und Erfahrungen begleitet, sondern weit mehr die Frage, was von dem in Berlin verwertet werden könnte. Man kann sich ein gewisses Gefühl des Vergnügens nicht verkneifen, daß auch die Pariser ihre Königinallee haben; aber diese Bildhauer benutzten keine dynastischen Kolportagerennomagen als Grund ihrer „Auffassungen“, sondern weit eher „Memoiren“ oder andere Weichten — und mindestens sind es alle hübsche Weiber geworden.

Aber der Geist sinkt im Wandern und Schauen schließlich doch der Hand, man folgt willig allen Wendungen dieses Stadtkörpers, und hier sind einige der Eindrücke, die sich nach längerer Verarbeitung und Verschmelzung noch herausheben.

Zunächst: wenn Berlin interessant und häßlich genannt werden muß, so liegt das am ewig nüchternen Arbeitshemd der Stadt, der der Grundsatz des „Arbeitens um zu arbeiten“ zugeschrieben werden dürfte. Wenn ebenso unfehlbar Paris „hübsch“ und „reizend“ genannt wird, so sind es vor allem die sich in allen Stadtteilen wiederholenden Eindrücke der Boulevards, mit dem ständigen Anblick einer Bevölkerung, die arbeitet, um zu genießen und — könnte sie es nur — eher auf das erstere, als das letztere verzichten würde. Wirklich ist mit den Boulevards fast das gezeigt, was Paris vor Berlin voraus hat und in Folge seines Klimas voransbehalten wird.

Was ist das „Boulevard“? Sämtliche Hauptstraßen mit mehreren Fahrbahnen und Baumreihen bestanden heißen so. „Aun,“ sagt der Berliner, „die haben wir auch. Wir legen solche Straßen überhaupt nur mit Bepflanzung an.“ Trotzdem gibt das noch keine Aussicht auf etwas, das einem Pariser Boulevard nahe kommt. Nicht, weil die meisten „Alleen“ noch Baumkulengröße haben und kaum den eigenen Stamm mit ihrer kleinen Laubkrone beschatten können. Es sind vollbelaubte Straßen genug; so gäbe jene schmale Gasse an der Potsdamer Brücke in ihrem Baumbestand eine Vorstellung eines Pariser Boulevards nach dieser Seite. Aber letzterer hat nicht die kalte Front der Berliner Straße, nicht ausschließlich unästhetische Senkrechte der Front zur Graden, eine geometrische Figur, die ewig häßlich, Schönheit tödend wirkt. Die Pariser Boulevardfronten, an sich aus gleichen Großstadtforderungen heraus den Berlinern nicht unähnlich, sind stets erfreulich im Uebergang zur Straßenebene, und dieser Umstand ist für das Stadtbild von Wichtigkeit, wenn man etwas von dem „Reizvollen“ erfassen will. Die Front, ebenfalls vielstöckig, meist nur im 3. oder 4. Geschoß durch eine eng angelegte Balkonreihe geschmückt, springt unten mit weitem Saug in die Straße — durch die weit hinausragenden Zeltdächer der Lokale aller Art, der Kaufhäuser, Bars und Restaurants. Diese Sonnenschützer sind nicht derart fakultativ wie in Berlin. Nicht nur der Reizum an Sonnenlicht, sondern eine zweite reizvolle Merkwürdigkeit des Boulevards macht sie zur festmontierten Einrichtung. Man wird ihren Wert für das Bild des Boulevards begreifen, wenn man beachtet, daß fast jedes der Zeltdächer in Farben leuchtet, nicht in schwarz und weiß, sondern gelb, rot, orange unseren Preußenfarben vorzieht. Diese bunten Farben allein könnten auch mit dem Laub und der so gemilderten Frontlinie nicht die europäische Begeisterung für den Boulevard rechtfertigen. Sie sind noch nicht erschöpft. Der Pariser Händler hat den Sonnenschützer nicht, um das zu schützen, was im Fenster liegt, sondern den Teil seines Ladens, der sich auf der Straße befindet. Es ist in Folge dessen, da sich kaum ein Geschäft von dieser Art der Annäherung an den Konsumenten ausschließt, ewig etwas vom Jahrmarkt's- oder Messetreiben, das uns erfüllt, zumal es fast nie an den Massen sich vorbeiziehender Passanten fehlt. Zwischen diesen Waren und Händlern schieben sich die bunten Sessel der vielen Bars, Cafés und Restaurants ein, deren Hausburschen nie den Berliner „Garten“ hinaus- oder hineinzutragen brauchen, da man keinerlei Stranzen und Abperrungen kennt. Es ist sicher für uns das Schönste: dieses beliebige Hinaustrreten aus dem Gedränge, um doch von seinem bequemen Sitz mitten im Leben der Straße zu bleiben.

Kleines feuilleton.

Erziehung und Unterricht.

Ein Besuch in der Blindenbibliothek. Erst der Neuzeit blieb es vorbehalten, mitfühlend die Not der Blindheit zu begreifen und auf Abhilfe zu sinnen; im Altertum galt die Blind-

heit als ein Stempel des Jornes der Götter und im Mittelalter war der hilflose Blinde nur ein Gegenstand der Neugier und des Spottes. Erst die Jahrhunderte vermochten die mit der Blindheit verküppelten grausamen Vorurteile zu zerstören und damit begann auch die Fürsorge der Gesellschaft für ihre unglücklichen Mitglieder, jene Entertien des Lichtes, die nie der Sonne Schönheit schauen dürfen. Es ist heute allgemein bekannt, daß die meisten Blinden Lesen und schreiben können, aber nur wenig weiß die Außenwelt von der Arbeit und dem Wirken der großen Blindenbibliothek, die in Paris in der Stille und buchstäblich im Dunkeln ihren segensreichen Zweck erfüllt. André Savignon schildert uns in der „Natur“ einen Besuch dieser Blindenbibliothek der Association Valentin Haüy, die nicht allein die 40 000 Blinden Frankreichs mit Lektüre und Büchern versorgt, über denen diese Opfer der ewigen Nacht auf kurze Zeit ihr tragisches Los vergessen dürfen. Denn die Blinden sind fast ausnahmslos eifrige, ja leidenschaftliche Bücherleser; seit der Erfindung der Braille-Schrift ist das Buch auch für den Blinden das willkommene Mittel geworden, an dem Geistesleben der Menschheit und an den Schöpfungen der Dichter teilzunehmen. Wir betreten die schlichten Räume der Blindenbibliothek, die heute über weit mehr als 10 000 Bände verfügt, und wir staunen doppelt über die peinliche Ordnung, wenn wir erfahren, daß die ganze Bibliothek ausschließlich von Blinden geführt und verwaltet wird. Schmale, dunkle Gänge winden sich durch die langen Gewölbe, in denen die Bücher bewahrt werden; hier tasten wir Sehende im Dunkeln und erhalten eine Vorstellung von dem Leben in ewiger Nacht: denn nirgends in diesen verschlungenen finsternen Gängen leuchtet ein Licht. Wozu auch? Die Männer, die hier wirken und arbeiten, würden es doch nicht sehen. Sie aber wandeln und gehen hin und her, als hätte kein grausames Schicksal ihnen die Hilfe des Augenlichtes versagt; dort am Tische sitzt der Bibliothekar und ordnet seine Zeittafeln, die Fingerspitzen gleiten schnell über die für uns unlesbare erhabene Braille-Schrift und hier im Lesesaal sitzen an Tischen eine Reihe von Männern, große dicke Bücher vor sich und lesen mit den Händen. Die Blindenbücher haben naturgemäß einen viel größeren Umfang als unsere gewöhnlichen Druckwerke. Ein Buch, das in gewöhnlicher Druckschrift vielleicht fünf Zentimeter dick ist, würde nach der Uebersetzung in die Blindenschrift das Zehnfache des ursprünglichen Raummfanges bedeuten, würde einen halben Meter dick sein und muß deshalb in mehreren Bänden vorlegt werden. . . . Unser Rundgang führt uns dann in die Werkstätten der Bibliothek, in die Radräume und in die Buchbindereien, wo blinde Buchbinder am Werke sind, die losen beschriebenen Braille-Blätter aneinander zu reihen und zu binden, und wo die Pakete an auswärtig wohnende Benutzer der Bibliothek zum Postverjande fertig gestellt werden. In einer anderen Stube erledigen eine ganze Reihe blinder Sekretäre die Korrespondenz, die im Zusammenhang mit der Bücherlieferung notwendig wird. Denn die Bücher der Pariser Blindenbibliothek gehen auch ins Ausland und in regelmäßigen Zeiträumen werden ganze kleinere „Wanderbibliotheken“ ausgesandt, die ihren Weg durch die kleinen Städte und Dörfer nehmen, wo nur einzelne Blinde leben und sehnsüchtig auf ihre Lektüre warten.

Aus der Vorzeit.

Flöße als prähistorische Wohnstätten. Als menschliche Wohnstätten der älteren Steinzeit kannte man bisher fast ausschließlich die Höhlen, deren Ausgrabungen gerade in den letzten Jahren so ungeheures Aufsehen auch in der Laienwelt erzeugt haben. Zeichnungen auf Felsen und Knochen ließen auch vermuten, daß zeltartige Hütten dem Urmenschen nicht unbekannt gewesen sein dürften. In der jüngeren Steinzeit tritt nun ganz unvermittelt die Pfahlbauweise auf, die dadurch gekennzeichnet ist, daß in den Boden der Seen, besonders im seichten Wasser in der Nähe des Ufers Pfähle eingerammt und auf einer darüber gelegten Balkendecke Holzhütten, teilweise mit Lehmbewurf, errichtet wurden. Erst die Kunde der letzten Jahre haben es wahrscheinlich gemacht, daß das Wohnen in Pfahlbauten schon einen weit vorgeschrittenen Typ darstellt, der einen einfacheren voraussetzt, bei dem aber die geschützte Lage im Wasser eine Rolle spielen mußte. Auch hier und da ausgegrabene künstliche Inseln, in geringer Wassertiefe oder in Sümpfen durch versenkte Verbände von Holz und Stein gebildet, deuteten auf eine weitere Vorstufe hin. Als solche können wir nun mit ziemlicher Gewißheit Holzflöße, die im Wasser verankert wurden, betrachten. Besonders der prähistorische Fundplatz in dem Moor Maglemose auf der dänischen Insel Seeland, der in der „Prähistorischen Zeitschrift“ beschrieben wird, hat diese Vermutung bestätigt. In dem genannten Moor fanden sich unterhalb der Torfschicht eine große Anzahl von Werkzeug- und Knochenresten und andere Spuren menschlicher Kultur, so daß man auf eine vorzeitliche Ansiedelung an dieser Stelle aus dem Anfang der jüngeren Steinzeit schließen mußte. Damals war das Moor noch ein wenn auch nicht tiefes Seebecken, am Ufer besonders mit Kiefern bestanden. Wenn nun die Ansiedelung auf Pfählen errichtet gewesen wäre, hätte sich mindestens der untere Teil des Pfahlrotes erhalten müssen oder die Löcher, in denen die Pfähle steckten, wären noch zu erkennen gewesen. Nichts von alledem war der Fall. Spuren von Herdfeuer, angebrannte Zweige, Steine und Knochen fanden sich dagegen vor. Anfangs wurde die Vermutung geäußert, daß es sich

nur um eine Winterfiedlung handle, die in auf dem Eise erbauten Hütten bestanden hätte; die Kulturreste wären dann nach dem Auftauen der Eisdede ins Wasser gefallen und hätten sich am Grunde angesammelt. Die Unrichtigkeit dieser Auffassung stellte sich heraus, als man die Mahlzeitreste untersuchte, die zu einem sehr großen Teil von jungen Jagdtieren und jungen Vögeln stammten; dergleichen gibt es aber nur in den Sommermonaten. Zudem wäre es wenig wahrscheinlich, daß Jäger und Fischer gerade in der strengsten Winterkälte das offene Eisfeld des Sees vorgezogen hätten, wo ihnen am Ufer durch den Wald Schutz und Schirm geboten wurde. Danach ist nur noch die Erklärung möglich, daß man damals auf einer schwimmenden Unterlage, auf einem aus Baumstämmen zusammengefügtten Floß wohnte. Das war leicht zu verfertigen, und daß es in den Ablagerungen sich bis jetzt nicht gefunden hat, hat möglicherweise seinen Grund darin, daß es durch den Wind oder beim Eisgang anderswohin getrieben wurde. Diese Unterfuchung des Maglemose hat zu einer erneuten Nachprüfung der Kunde Anlaß gegeben, die in ehemaligen Seen auf Wohnplätzen ohne Pfahlbauten gemacht wurden. So würden sich die Kulturreste von Taubach und von Schuffenried, die noch aus der älteren Steinzeit stammen, nach der eben beschriebenen Theorie viel leichter erklären lassen, als wenn man, wie seither, einen Wohnplatz am Seeufer annimmt. In einem französischen Niedermoor bei Bearn haben sich sogar, gleichfalls aus der älteren Steinzeit, der sog. Rennertzeit, die Reste eines offenbaren Flosses erhalten. Eine ganze Anzahl anderer Funde besonders im norddeutschen Flachland und in Estland gehören ebenfalls hierher. Nach alledem und nach Heranziehung völlerundlicher Parallelen ist es wahrscheinlich, daß das Holzfloß — mit einem primitiven Steinherd und einem Windschutz aus Fellen oder Zweigen darauf — die Ausgangsform war für die künstlichen Inseln und die Pfahlbauten. Die künstlichen Inseln wurden dadurch hergestellt, daß Flöße aus Stämmen und Reisigwerk mittels Steinen und Erde versenkt und bis über den Wasserpiegel emporgeführt wurden. Und ein Floß setzt jeder Pfahlbau voraus, da man auf etwas stehen mußte, während die Pfähle eingerammt wurden. Wahrscheinlich ist es, daß der Beginn der Haustierzucht zu dem Uebergang von dem Floß zu festen Wohnungen führte.

Physikalisches.

Weltallstemperaturen. Vor kurzer Zeit ist es dem Lehdener Physiker Kamerling geglückt, eine Kälteetemperatur von 270 Grad unter Null zu erzielen; mit dieser Leistung hat die Physik beinahe den absoluten Nullpunkt erreicht, der auf -273 Grad angelegt ist. Die Bedeutung dieses Ergebnisses begreift man am deutlichsten dann, wenn man bedenkt, daß die Temperaturkala nach unten hin begrenzt ist, während für die hohen Wärmepemperaturen eine Grenze nicht bekannt ist. Durch praktische physikalische Versuche hat man in neuester Zeit Temperaturen von mehr als 4000 Grad erreicht; dies ist aber noch lange nicht die höchste in der Natur existierende Wärme, vielmehr herrscht in der Sonne eine Temperatur, die Wilson und Grey mit 8000 Grad, Roselli mit 15 000 und Pöllner mit 28 000 Grad berechneten. Unvorstellbar hohe Temperaturen herrschen auf vielen Fixsternen, aber damit ist die Skala nach oben hin immer noch nicht zu Ende; sie scheint vielmehr überhaupt ins Unendliche zu gehen. Dagegen gibt es eine bestimmte Grenze für die Kältestala. Die Physik lehrt, daß in seinem Punkt des Weltalls eine Temperatur herrschen kann, die unter -273 Grad hinabgeht, — weder innerhalb des Sonnensystems, noch in den fernsten interplanetarischen Räumen. -273 Grad bedeutet den absoluten Nullpunkt, den absolut wärmelosen Zustand, bei dem die Moleküle dicht nebeneinander liegen und jede Bewegung aufhört. Oder, mit anderen Worten, -273 Grad ist der „Tod der Materie“. Bis auf 3 Grad ist nun die Physik durch Kamerlings Erfolg dieser untersten Grenze nahegekommen; noch vor 15 Jahren hätte man es kaum für möglich gehalten, eine derartige Temperatur praktisch zu gewinnen. Als damals, nach unzähligen mißglückten Versuchen, durch die Verflüssigung der Luft sich eine Temperatur von -190 Grad ergab, schien das Menschenmögliche schon geleistet.

Hygienisches.

Wie die Völker das Spucken bestrafen. Wir in Deutschland sind ja im allgemeinen so weit, daß wir keiner brutalen Bestimmungen gegen das unelbliche Laster des Ausspeiens bedürfen. Aber in vielen anderen Kulturländern kennt man solche. In Liverpool gibt es Polizeibestimmungen, nach denen jeder, der öffentlich ausspeit, eine Strafe von 40 M. verurteilt hat; in Boston wird jeder Reisende, der in der Eisenbahn oder in der Elektrischen das Spucken verübt, mit 400 M. Geldstrafe belegt; in Philadelphia steht gar eine Strafe von 800 M. und in New York eine solche von 2000 M. und Gefängnisstrafe von einem Tage bis zu sechs Monaten darauf. In Oesterreich zahlt man 200 Kronen, und die Gefängnisstrafe schwankt zwischen 6 Stunden und 24 Tagen. Auch in Norwegen scheint man sich von der Unsitte des Ausspeiens noch nicht sicher zu fühlen, denn man liest dort sogar in vielen Kirchen den Anschlag: „Nicht auf den Boden der Kirche spucken!“